Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Badische Landes-Zeitung. 1870-1918
1900

335 (21.7.1900) Badisches Museum, Nr. 58

Visual Library

Badisches Museum

Blätter für Belehrung und Unterhaltung.

Beilage der „Badischen Landeszeitung“.

Nr. 58. — Erscheint zweimal wöchentlich. — **21. Juli. 1900**

Zum Abschied.

Sturmvögel jagen übers Meer,
Die Woge peitscht den Strand,
Wach auf, Du ruhmgekröntes Heer,
Wach auf, Du stolzes Land.
Dein Banner! „Hör' es,“ Deutsches Reich,
Ward wilder Horden Spiel;
Gefoltert und durch Mörderstreich
Des Kaisers Bote fiel.
Die Kunde wie Drommetenschall
Von Nord zum Süden dringt,
Und Racherufe überall
Das Echo wiederklingt.
„Freiwill'ge vor!“ der Kaiser spricht's —
Viel Tausend folgen gern,
Denn wackere Deutschen fürchten nichts
Als ihren Gott und Herrn.

Heil sei Dir, auserwählte Schar,
Die bald das Meer durchquert,
Dir weist den Weg des Kaisers Aar,
Die Fänge scharf bewehrt,
Bald sollst Du Proben deutscher Art
Vor fremden Zeugen thun,
Nicht ehe Dir der Lorbeer ward
Des Sieges, darfst Du ruh'n.
Nicht eh' für jedes Tröpflein Blut
Das Schurkenhand vergoß,
Aus Feindesherzen eine Flut
Hin auf die Wahlstatt floß,
Nicht eh' das deutsche Banner wallt
Stolz über Pekings Thor,
Nicht eh's durch alle Lande schallt,
All Deutschland stritt uns vor.

„Den Anker hoch! Volldampf voraus!“
Rasch pflügt der Kiel die Flut,
Euch Wackere auf dem Meere drauß
Nehm' Gott in seine Hut,
Euch Wackere auch am fernen Strand
Nehm' Gott in seinen Schutz,
Er wappne stark Euch Herz und Hand
Mit grimmem Heldentrutz.
Der Abschied sei nicht thränenschwer
Und kurz sei unser Schluß:
Ein „Hurra!“ unserm deutschen Heer,
Dem Heer, das siegen muß!

Frhr. W. v. Ostini
in den M. N. N.

Goethe in Karlsruhe.

Auf der Reise nach den Gegenden am Main und Rhein, auf der er zum letzten Mal die Heimat besuchte, kam Goethe 1815 auch nach Karlsruhe, und zwar am 3. Oktober, in Begleitung Sulpiz Boisserées von Heidelberg aus, wo er im Verkehr mit dem kunstbegeisterten Brüderpaar und im Anschauen ihrer einzigen Gemäldegallerie vom 21.—29. September den „Heidelberger Kunsttraum“ geträumt hatte, und kehrte am 5. wieder dorthin zurück, um am 7. die Rückfahrt nach Weimar anzutreten. Ueber seinen Aufenthalt in unserer Stadt finden sich ein paar Worte in seinem Tagebuch und in „Kunst und Altertum“ (I. 1, 185) werden die Karlsruher Sammlungen, Gartenanlagen und Neubauten flüchtig erwähnt. Im heurigen 21. Bande des Goethejahrbuches veröffentlicht nun J. Wahle das Fragment eines Briefes von Goethe an Karl August, der über den Aufenthalt des größten deutschen Dichters in Karlsruhe etwas ausführlicher berichtet, und den wir darum in Wortlaut wiedergeben wollen:

Ew Königlichen Hoheit
bin zum danckbarsten verpflichtet, daß Höchstdieselben mich aus meinem Heidelberger Kunsttraum wecken und nach Carlsruhe hindirigiren wollten. Geh Hofr. Gmelin demonstrirte, den Linné in der Hand, wiederholt das Conchylien-Kabinet, wobey sich mir der alte Spruch bewahrheitete: Um einsichtig zu werden, müsse man das fürtreffliche betrachten. Und gewiß, ich fühle mich eingeführt in ein Feld, in welchem ich immer fremd geblieben.

Die für Ew Hoheit bestimmten Mineralien werden sorgfältig zusammen gelegt. Gm. lehnte ab, als ich von Auslagen sprach. Die Fossilien sind bewundernswürdig. Jene Chalcedon Druse im Basalt höchst merckwürdig.

Der Botanische Garten unterhielt uns einen ganzen Morgen, manches Neue ward gelernt, manches Alte aufgefrischt.

Weinbrenner führte mich in seinen Wercken umher. Ich sah in dem Hochberger Palais die beyden Grafen, auch die junge Gräfinn. Das Theater, bey einer Vorstellung, auch bey Tage gesehen hat mir sehr wohl gefallen.

Der protestantischen Kirche haben Ew. Hoheit zu einer verzierteren Schlußwand geholfen, indessen wird der geistliche Herr immer, zwischen dem gekreuzigten und auferstehenden Heiland, mehr als Mauerschwalbe denn als Taube schweben.

Prinz Louis wollte aufwarten fand ihn aber nicht zu Hause, hinterließ jedoch Grüße von Ew Hoheit.

Freundliche Aufnahme habe überall gefunden, sogar die Museums-Gesellschaft brachte ein artiges Ständchen und so bin ich denn unterrichtet und erfreut wieder nach Heidelberg zurück.

Nun aber muß hoffen und bitten, daß Ew Hoheit mir nicht zürnen mögen, wenn ich anzeige: daß es mich beym Schopfe faßt und über Würzburg nach Hause führt. Eigentlich ist es derselbige Dämon, der aus Herrn v. Steins Munde mich zu einem Aufsatz über Altertum, Kunst, ja Wissenschaft in den Rhein- und Mayngegenden verführte. Dieser, wenn er wirken soll, muß [in] diesem Augenblick hervortreten, wo so vieles in Bewegung ist und sich nach allen Richtungen durchkreuzt. Setzer und Drucker in Jena harren, dieses Wercklein zu bearbeiten, schon einige Wochen, . . .

Lose Blätter.

Erinnerungen an den Fürsten Bismarck
von M. Kossak.

(Nachdruck verboten.)

Es war am 22. Juli 1870, als ich in Stargard in Pommern zum Besuch des mir anverwandten Eisenbahnbaumeisters K. weilte. Wir saßen gerade beim Mittagessen, da trat der Hausherr, auf den wir bisher vergeblich gewartet, ein und teilte uns aufgeregt mit, daß in einigen Minuten Bismark den Ort passieren würde. Wir nahmen uns nicht die Zeit, über die Ursache dieses Ereignisses Mutmaßungen anzustellen, sondern warfen rasch Messer und Gabeln hin, und eilten auf den Perron, um den Vielbesprochenen, Vielbewunderten einmal in nächster Nähe zu sehen. Es befanden sich nur wenige Menschen dort, denn dieser Zug wurde im Ganzen mäßig benutzt und die Nachricht von der Durchreise des Grafen war auch noch nicht genügend ins Publikum gedrungen, um Zuschauer herbeiziehen zu können. Unter dem halben Dutzend Personen, die außer den Bahnbeamten umherstanden, fiel mir eine den besseren Klassen angehörige Familie, bestehend aus einem jüngeren Ehepaar und einem etwa sechsjährigen Mädchen auf. Es mochten wohl Touristen sein, die aus irgend einer Sommerfrische heimkehrten, wenigstens sprach ihr ganzer Aufzug, sowie ihre frische sonnengebräunte Gesichtsfarbe dafür. Auch trug die Dame einen mächtigen Strauß prächtiger Rosen in der Hand, den ihr wahrscheinlich Freunde auf die Reise mitgegeben hatten. Das Kind

plauderte unaufhörlich von der bevorstehenden Ankunft des Grafen, von dem es sich offenbar eine wunderliche Vorstellung machte.

„Wird er einen Purpurmantel umhaben?“ hörten wir's fragen.

„Aber nein doch, Lisi,“ entgegnete ihr Vater. „Sprich nicht so laut.“

„Einen roten Rock trägt er aber doch?“ forschte die Kleine unentwegt weiter.

„Nein, nein.“

„Auch keine Krone?“

„Aber Lisi, wie magst Du so thörichtes Zeug reden,“ mischte sich jetzt auch die Mutter ein, „er ist doch nicht unser König.“

„Was ist er denn?“

„Ein großer Mann.“

„Größer als der Papa? Größer als der chinesische Riese auf dem Vogelschießen?“

Jetzt verlor der Vater des Kindes die Geduld. „Mama spricht nicht von der körperlichen Größe,“ sagte er ärgerlich. „Halte den Mund.“

„Nicht von der körperlichen Größe!“ wiederholte das Plappermäulchen, zu dessen Tugenden allzu rasch bereiter Gehorsam nicht zu gehören schien, nachdenklich. „Was für eine Größe giebt's denn noch?“

Doch, da hörte man auch bereits die Lokomotive herankeuchen und ehe noch die Eltern Zeit gefunden, ihrem Töchterchen abermals Schweigen aufzuerlegen, hielt er in der Halle.

Aller Augen waren auf den Salonwagen gerichtet, aus dem denn auch wirklich zwei Herren auf das vordere Trittbrett heraustraten. — Bismarck selbst und der Legationsrat von Keudell. Der Graf sah blühend und gesund aus, viel jünger, als auf den meisten Bildern aus damaliger Zeit. — Niemand hätte ihm mehr als höchstens fünfundvierzig Jahre gegeben. — Doch schauten seine Augen tief ernst und sorgenvoll. Mir ist niemals später das Mächtige, Durchdringende seines Blickes so aufgefallen, wie an diesem Tage. Natürlich wehten wir Damen mit den Taschentüchern, indeß die Herren ehrerbietig die Hüte zogen. Der Graf dankte langsam und ernst, dann winkte er plötzlich einen Kellner, der mit einem Tablett voll Biergläsern dastand, heran, nahm eins und leerte es. Kein Mensch redete ein Wort, es herrschte eine Stille, förmlich wie auf einem Kirchhof. Man hatte unwillkürlich das Gefühl, als ob irgend etwas in der Luft läge, wenn man auch nicht recht wußte, was. Von Ems her waren ja in den letzten Tagen allerhand vage undefinierbare Gerüchte gedrungen, dazu kam der Umstand, daß der allmächtige Ministerpräsident seiner Varziner Sommeridylle ein so plötzliches Ende gemacht, der den Leuten zu denken gab, aber immerhin glaubte an einen baldigen Krieg doch keiner ernstlich.

In die beklemmende Stille hinein rief jetzt laut das helle Stimmchen der kleinen Lisi. „Papa, er hat wirklich keinen roten Rock an, bloß einen braunen und auf dem Kopf trägt er einen Hut wie gewöhnliche Menschen und keine Krone.“

Bismarck vernahm die Worte auch und ein belustigtes Lächeln umspielte seinen Mund. Er wandte den Kopf nach dem Kinde und nickte ihm zu. Lisi mußte wohl von ihrer Mama dazu angehalten sein, allen Freunden des elterlichen Hauses, die von ihr Notiz nahmen, die Hand zu reichen, denn sie riß sich von der Mutter los, eilte auf den Salonwagen zu und bot dem Grafen treuherzig ihr Patschhändchen.

Der strich ihr über die krausen Blondhaare und fragte: „warum soll ich denn einen roten Rock tragen, Kleine?“

„Weil Sie ein großer Mann sind, sagt der Papa, aber er meint nicht die körperliche Größe. Ich weiß nicht, was er damit meint.“

Durch diese Scene aber war auch der Bann gebrochen, der auf den Gemütern lag. Alle Anwesenden brachen in ein mehr oder weniger unterdrücktes Gelächter aus, am herzlichsten aber lachte Bismarck selbst. Lisi sah sich erstaunt um, sie begriff nicht, was sie so Drolliges gesagt haben sollte, doch rasch wieder ihr augenscheinlich stark entwickeltes Selbstbewußtsein zurückgewinnend, lief sie zu ihrer Mutter, riß dieser den Rosenstrauß aus der Hand und kehrte damit zu dem Grafen zurück, ihm mit triumphierendem Lächeln die Blumen bietend. Er beugte sich zu ihr herab, küßte sie auf die Stirn und sagte etwas, das ich aber nicht verstand.

Dann wurde das Signal zur Abfahrt gegeben. Lisi sprang vom Trittbrett des Salonwagens herunter und während alle grüßten und mit den Taschentüchern wehten, setzte sich der Zug langsam in Bewegung.

Weiß Gott, wie es geschah, hatte jemand unter den Anwesenden das Wort „Krieg“ ausgesprochen, oder war das Kind durch irgend eine zufällige, unerklärliche Gedankenverbindung von selbst darauf gekommen, genug, es schrie plötzlich auf „nein, nein, es soll kein Krieg sein, mein Papa soll nicht in den Krieg gehen.“

Alle sahen sich verdutzt an. Es lag etwas Unheimliches in diesen kindlichen Worten, das mit einem Schlage dem Ausdruck lieh, was ihnen unbewußt, in den Herzen der Versammelten geschlummert. Keiner hatte zuvor noch an Krieg gedacht, aber in diesem Augenblick hatten wir sämtlich wohl das Gefühl, als hätten wir's schon gewußt, daß es so kommen werde und kommen müsse. Der rosige Mund, welcher die aufgeregte Stimmung, welche sich unserer bemächtigt, heraufbeschworen, bannte sie auch wieder.

„Weißt Du Mama, ich hätt' es ihm sagen sollen, daß er keinen Krieg machen soll,“ sagte Lisi zu der Mutter. „Ach was —“ fügte sie hinzu — „ich schreib' es ihm, ein bischen kann ich schon schreiben und der Fritz hilft mir, wenn es nicht zu lesen ist. Du kennst doch seine Adresse, nicht wahr, Mama?“

Ich weiß nicht, was die Mutter antwortete, denn in Verlegenheit gesetzt durch die allgemeine Aufmerksamkeit, die ihr Töchterchen auf sich zog, führten die Eltern dasselbe rasch fort. Während die Familie durch die Bahnhofshalle verschwand, vernahmen wir noch die Stimme der kleinen Lisi, „dem Papa erlaubt er sicher, daß er zu Hause bleibt, wenn es doch Krieg giebt. Er war so freundlich zu mir, daß er mir's sicher nicht abschlägt, wenn ich ihn d'rum bitte. Ich habe ihm ja auch alle unsere Rosen geschenkt.“

Ob Lisi's Papa nicht dennoch in den Krieg gezogen ist? Ich weiß es nicht, denn ich habe weder Lisi noch ihre Eltern je wieder gesehen, kenne auch ihre Namen nicht. Der Anblick aber, als der große Staatenlenker, der mit seinem Herrn und Kaiser Deutschlands Macht und Größe schuf, an der Schwelle ewig unvergeßlicher historischer Ereignisse mit einem fremden Kinde liebevoll tändelte, steht mir noch heute greifbar deutlich vor Augen.

Lisi's prophetische Worte aber sollten sich bald genug erfüllen, denn bereits am zweiten Tage nach des Grafen Bismarck Abreise von Varzin, am 24. Juli, erfolgte [illegible] Kriegserklärung.

Die Bombe.

Humoreske von J. Ricard.
(Nach einer wahren Begebenheit.)

Seit 14 Tagen herrschte eine große Aufregung in Castelfouillé-sur-Orne. Die Arbeiter zahlreicher Gummifabriken waren in Ausstand getreten.

Ernste Störungen waren ausgebrochen. Die Truppen, die man zur Wiederherstellung der Ordnung herbeigerufen, waren von einer Schar wütender Menschen empfangen worden, und bedauerliche Zwischenfälle hatten sich ereignet. Eine schreckliche Aufregung hatte sich der Gemüter bemächtigt.

Das aufgeregteste Gemüt aber war jedenfalls Herr Stéphane Poupinard, der Staatsanwalt, der am nächsten Tage in der Affäre Balard und Konsorten, einer ganz besonders überreizten Gruppe von Arbeitern, die wegen Körperverletzung, Widerstand gegen die Staatsgewalt, Behinderung der Arbeitswilligen u. s. w. angeklagt waren, das Wort ergreifen sollte.

Die Nacht war bereits seit Stunden hereingebrochen; Stéphane Poupinard schlief und träumte von seinem künftigen Schicksal. Er sah sich bereits in Paris plaidierend, mit der roten Robe der Assissen bekleidet, wie er unter seinen klangvollen Worten das elegante Publikum der Mordverhandlungen in Grauen und Entsetzen wiegte . . . und die Frauen mit den mit lächelnden Blumen garnierten Hüten ihre Pelzmäntel über dem wogenden Busen aufknöpften. Diesen berauschendenden Versprechungen folgte bald eine düstere Vision: der von dem morgigen Prozeß geschärfte Haß, die schmutzige, heulende, wilde Menge, drohende Fäuste — und er sah sich geschlagen und in die Kloaken gezerrt. . . . . Und als er, durch ein Wunder des Traumes dieser mörderischen Brut entgangen, sich allein in den Straßen von Castelfouillé wiederfand, zeigte sich an jeder Thür der drohende Lauf eines Revolvers, jede Mauernische verriet das Blitzen eines Messers. Dann erreichte er, wie ein Wahnsinniger durch die zischenden Kugeln und an den blitzenden Dolchen vorüberlaufend, sein Haus, das hübsche, in einem nach blassen Rosen und goldenen Lilien duftenden Garten liegende Häuschen. Doch er fand nur noch einen kläglichen Haufen elender Trümmer, die auf den blassen Rosen und den goldenen Lilien sich stauten. — Dynamito fecit!

. . . Herr Poupinard erwachte, in Angstschweiß gebadet. In solchen Spukerscheinungen schlafen ist anstrengender, als das qualvollste Wachen. Er sprang daher aus dem Bett, ging an seinen Arbeitstisch, zündete die Lampe an und begann noch einmal die Notizen durchzulesen, die er sich zu dem Plaidoyer zurecht gemacht, das Balard und Konsorten niederschmettern sollte. Namentlich ward es ihm sehr schwer, da er ein kurzes Gedächtnis hatte, eine gewisse Stelle von Vauvenarques zu behalten, die die Wirkung seiner Rede erhöhen sollte. Und als er sich die berühmte Stelle: „Da die Mittel der Menschen so verschieden nnd ihre Kräfte so ungleich sind, heißt es weder herrschen können, noch sich den Bedürfnissen und Interessen der Republik anzupassen, wenn man beabsichtigt . . ., zum zwanzigsten Male rezitierte, verfiel er endlich in seinem Sessel in einen friedlichen Schlummer.

Es klingelt an der Gartenpforte . . . der Staatsanwalt erwacht ganz erstarrt und von Kälte durchschauert. — Die Lampe brennt, doch der schwache Schein des Tages bricht schon ins Zimmer. Madame Poupinard, die allein in dem von dem Beamten verlassenen Bett einen schweren und keuschen Schlummer schlief, ist ebenfalls erwacht; sie richtet sich im Bett auf und fragt:

„Wer kann denn zu dieser Stunde kommen? — Es ist recht thöricht von Dir, am Tische einzuschlafen, Du wirst Dich erkälten. Der Milchmann kommt erst um 7. Vielleicht ist Mama krank!“

Herr Poupinard näherte sich langsam und vorsichtig, ohne etwas zu erwidern, dem Fenster; dann machte er seiner Frau ein Zeichen zu schweigen.

„Na, was siehst Du denn?“ fragte sie.

„Nichts . . . aber Du begreifst in meiner Lage . . . unter den ernsten Verhältnissen, in denen wir uns befinden.“

„Du bringst mir mit Deinen Geschichten das Blut in Wallung!“

Mit diesen Worten stürzte die dicke Frau aus dem Bett, zog schnell eine blaue Tuchjacke an, lief ans Fenster, öffnete es und rief:

„Was giebts? wer ist da?“

Niemand antwortete. Man hörte nur am Ende der Straße auf den scharfen Steinen einen Schritt, der sich hastig entfernte.

„Irgend ein Trunkenbold aus der Fabrik, der sich einen Spaß gemacht hat,“ sagte Madame Poupinard, die Achseln zuckend. „Lege Dich wieder hin, Du wirst ja ganz starr.“

Stéphane kletterte wieder gehorsam in das eheliche Lager. Ernste Besorgnisse verfolgten ihn dort, doch er hielt es für unnötig, seine Frau damit zu quälen.

Sobald es Tag wurde, ging der Beamte in den Garten hinunter. Beim ersten Schritt fiel sein Blick auf einen eigentümlichen Gegenstand: Ein Paket in cylindrischer Form von etwa 50 cm Länge, das in weißes Papier gewickelt war, lag in der Allee, nicht weit vom Gitter, zwischen dessen Stäbe es augenscheinlich durchgezwängt worden war.

Er bückte sich mit unglaublicher Vorsicht, wobei er lebhaft bemüht war, das verdächtige Paket nicht anzurühren und konnte nur auf dem Papier die mit ungeschickter Hand geschriebenen Worte lesen: „Herrn Staatsanwalt Poupinard.“

Leichenblaß erhob er sich; er hatte verstanden. Seine Ahnungen, seine Träume hatten ihn nicht getäuscht. Er rief sein Dienstmädchen und sagte zu ihr mit ernster Stimme:

„Bitten Sie Herrn Charansonnet und Herrn Lafaux, sofort zu mir zu kommen. Sagen Sie ihnen, es handle sich um etwas sehr wichtiges, und ich erwarte sie auf der Stelle.“

Herr Charansonnet war der Untersuchungsrichter, Herr Lafaux der Polizeikommissar.

Sobald sie erschienen waren, führte sie Stéphanie in die Allee und sagte, sie klugerweise in angemessener Entfernung von dem rätselhaften Cylinder haltend, in feierlichem Tone:

„Meine Herren, Sie sehen, welchen schrecklichen Gefahren ein pflichttreuer Mann, ein Beamter ausgesetzt ist. Dieser nächtlicher Weile in meinem Garten ausgesetzte Gegenstand, der meine von unbekannter Hand geschriebene Adresse trägt — die Ungeschicktheit der Schrift beweist, daß sie nicht einer Klasse angehört, mit der zu verkehren mich meine Stellung nötigt — dieser Gegenstand ist augenscheinlich eines jener zerstörenden Mordwerkzeuge, deren Verwendung die moderne Wissenschaft zum erhabenen Zwecke der nationalen Verteidigung beabsichtigt hat und deren Verwertung im Dienste der verabscheuungswürdigsten Pläne die ungesunden Leidenschaften der Masse sich vorgenommen haben.“

„So? glauben Sie?“ fragte der Untersuchungsrichter.

„Ich behaupte, wir stehen einer Dynamitbombe gegenüber! Doch ich werde mich nicht einschüchtern lassen. Man wird das gleich in der Verhandlung sehen.

Der Polizeikommissär hatte sich dem Gegenstande genähert, der auf dem gelben Sande der Allee ruhte.

„Nehmen Sie sich in Acht!“ rief Poupinard, indem er hastig zurückwich.

„Oh, wenn man die Schnüre nicht anrührt“, versetzte Herr Lafaux und zerriß ein kleines Stück weißes Papier, das den glänzenden Schimmer einer Bleihülle sehen ließ.

„Da! was sagte ich Ihnen? Zweifeln Sie jetzt noch?“

Die drei Männer wechselten sehr ernste Blicke und berieten sich mit ernster Stimme. Unaufhörlich richteten sich ihre Augen wieder mit furchtsamer Besorgnis auf den weißen Cylinder. Nach kurzer Unterhaltung entfernte sich der Polizeikommissar mit eiligen Schritten.

„Herr Untersuchungsrichter“, sagte der Staatsanwalt, „wollen Sie gütigst inzwischen in mein Kabinett treten? Ich werde sofort über den Vorfall meinen Bericht aufsetzen. Es wird dem Herrn Justizminister jedenfalls sehr angenehm sein, wenn er sofort unterrichtet wird.“

Stéphane Poupinard sah seinen Namen bereits im Justizministerium erwähnt und von den Vermischten Nachrichten der Zeitungen berühmt gemacht. Und welche edle Handlung wollte er in der gleich stattfindenden Sitzung zur Schau tragen, welche erhabene Sprache wollte er führen! Er kam sicherlich sofort nach dem Seine-Tribunal.

Nach kurzer Zeit traten fünf Artilleristen in den Garten, die eine mit Stroh belegte Bahre trugen. Mit größter Vorsicht legte ein Artillerist die Höllenmaschine auf die Bahre und band sie ordentlich fest, wobei er sich möglichst bemühte, keinen Druck, keine Erschütterung vorzunehmen.

Die Beamten betrachteten mit lächelnden und beruhigten Augen die Soldaten, die sich mit langsamem, leisem und aufmerksamem Schritte in Bewegung setzten, und sich dem Arsenal zuwandten, wo das Geschoß geprüft werden sollte.

„Warten Sie eine Minute“, sagte der Polizeikommissar, der gerade in dem Augenblick, da der gefährliche Zug die Villa verließ, am Gitter erschien.

Dann wandte er sich zu den Beamten und fuhr fort:

„Ich bin auf der Spur. Der Laternenanzünder hat heute Morgen bei Tagesanbruch einen Mann gesehen, der im Laufschritt aus Ihrer Straße kam, Herr Staatsanwalt. Es ist ein ihm bekannter Dragonerbrigadier. Ich habe in die Kaserne geschickt und Befehl gegeben, den Mann sofort vorzuführen.“

Während die Herren die Blicke gen Himmel erhoben und jammerten, daß auch die Armee von diesen entsetzlichen Lehren vergiftet wurde, erschien mit zwei Polizisten ein ganz junger Brigadier, der auf die Frage, die man ihm in strengem Tone vorlegte, mit erschrockener Miene antwortete:

„Das Paket? Ja, das habe ich hergebracht!“

„Zu welchem Zweck haben Sie eine solche Handlung begonnen? Auf wessen Anstiftung?“

„Ja, wozu — das weiß ich nicht. Doch ich werde Ihnen die Sache erzählen. Ich kam von Urlaub aus meinem Dorfe Coqueville-sous-Rouen zurück. Eine Nachbarin hatte mich beauftragt, das Paket an den Herrn Staatsanwalt mitzunehmen und zwar sollte es ihm möglichst bald übergeben werden. Da ich es nun eilig hatte, in die Kaserne zu kommen wegen des Morgenappells, so habe ich, da ich, als ich vom Bahnhof kam, Licht in dem Hause gesehen, geklingelt . . doch ich habe nicht warten können, bis jemand kam — immer wegen des Morgenappells . . da habe ich das Paket durchs Gitter gesteckt . . Was ist denn dabei? da sie's mir doch warm anempfohlen hatte, die Nachbarin, die Mutter Cottin —“

„Die Mutter Cottin, meine Amme!“ unterbrach der Staatsanwalt.

„Ihre Amme!“ unterbrach Herr Charansonnet, „die Frau, die Ihnen eigentlich erst zum Leben verholfen, wollte Sie dem Tode weihen?“

„Wie? dem Tode?“ fragte der Brigadier verdutzt.

„Gewiß, Unglücklicher!“ versetzte der Untersuchungsrichter. „Und Sie haben sich nicht gefürchtet, sich diesen infamen Plänen anzuschließen, weil der Haß dieser elenden Rotte . . u. s. w.“

Die Brandrede endigte mit den Worten: „diese mörderische Bombe.“

„Das eine Bombe?“ rief der Brigadier, der plötzlich das Gesicht des Respekts verlor und in schallendes Gelächter ausbrach; das eine Bombe? . . ach nein, die Mutter Cottin schickt dem Herrn Staatsanwalt einen schönen Topf mit Apfelmus!“

Verschiedenes.

* **Ein Unterschied.** Der „Kladderadatsch“ veröffentlicht folgendes Sinngedicht:

Unterschied.

Wer alles Fremde haßt wie Gift,
Wie Sünde und wie Schande.
Wer es, wo er es immer trifft,
Ausrotten möchte im Lande,
Wer stets nur, was landsmännisch ist,
Und nie will Anderes lesen,
Der heißt in Europa Nationalist
Und Boxer bei den Chinesen.

* **Was für die Expedition nach China der einzelne Offizier alles braucht,** ist aus folgender Liste zu ersehen, die von abreisenden Offizieren aufgestellt worden ist. Der Offizier hat mitzunehmen: A. Am Körper: Strohhut, Litewka, ein Paar Stiefelhosen, ein Paar lange Stiefel mit Doppelsohlen, Halsbinde, ein Paar Achselstücke, Infanterie mit entsprechender Regimentsnummer, Säbel, Portepee, Säbelkoppel, ein Paar braune Handschuhe, Revolver mit Futteral, Fernglas mit Futteral, Signalpfeife mit Schnur, Kartentasche mit Meldekarten, Umschlägen und Croquiseinrichtung, Geldtasche aus Sämischleder, Kompaß mit Kapsel. — B. Verpackt: Litewka, 2 Tropenanzüge aus hellbraunem Drillich, ein Paar Stiefelsohlen, ein langes Tuchbeinkleid, 2 Feldmützen, Helm, 2 Paar Stiefel bezw. Schuhe, 4 Halsbinden oder schwarze Stehkragen. Aermelweste oder Lederjacke, Paletot, Umhang, 4 Paar wollene Fingerhandschuhe, Lagerdecke mit Luftkissen am Kopfende, Moskitonetz, 2 Paar Achselstücke, Portepee, Holzdeckelkoffer, Kantinenkoffer, Verbandzeug, 1 Paar Hosenträger, Erkennungsmarke mit Namen, Mantelsack von grauem wasserdichten Leinen, 4 Uniformhemden, 2 wollene Hemden (für die kalte Jahreszeit), 9 Paar Strümpfe, 12 Taschentücher, 3 Handtücher, 4 Unterbeinkleider, Waschbesteck, Nähzeug, eine Schachtel Hosenknöpfe, eine Blechdose mit Hirschtalg, Brieftasche mit Notizpapier, Schreibmappe, zusammenlegbares Schreibzeug, Messer, Taschenfeuerzeug mit Lunte, wasserdichten Beutel zum Frühstück, wasserdichten Beutel zur Aufnahme von Konserven, zusammenlegbares Besteck, Marschlaterne

Buchsbaumdose mit Insektenpulver, Tabaksbeutel und Tabakspfeife, 2 Paar Pulswärmer, wollene Leibbinde, wollene Decke, 6 weiße Anzüge aus baumwollenem Köper für den Hausgebrauch, Feldflasche mit Riemen. — Aus internationalen gesellschaftlichen Rücksichten empfiehlt sich die Mitnahme eines Waffenrocks.

4 **Die Sommerhitze und die Leber.** Schon Hippokrates, der altgriechische Arzt und Ahnherr der Arzneiwissenschaft, nennt die Hundstage die Zeit, die sich durch Gallen- und Leberkrankheiten auszeichnet, und bei solchen, die in tropische Gegenden übersiedeln wollen, stellen die Aerzte als erste Bedingung die einer vollkommen gesunden Leber. Viele Menschen haben eine geschwollene Leber ohne es zu wissen. Sie sind aber auch die, welchen, die Hitze zu ertragen, am schwersten wird und die im Sommer Krankheiten am ehesten ausgesetzt sind. Das ist natürlich, die Wärme stellt nämlich doppelte Anforderungen an dieses Organ. Die Wärme verdickt das Blut und die Leber hat hauptsächlich die Aufgabe der Blutreinigung. Das Einatmen kühler, dünner, reiner Luft dient der Blutverdünnung und Reinigung in den Lungen. Dicke schwüle, warme Luft thut das viel weniger, drum verlangt der Körper auch im Sommer zur Blutverdünnung reichlicheren Wassergenuß, drum hat auch gerade in dieser Zeit die leichte reine Wald- und Höhenluft doppelten Wert, darum aber auch eine gesunde Leber doppelte Bedeutung. Als einst eine Menge englischer Offiziere — bei ihren rohen Beefsteaks und der indischen Hitze meist leberkrank — in indische Gefangenschaft gerieten, bemerkten sie bei ihrer Auslösung mit Staunen, daß nach dieser Zeit der mageren Ernährung fast nur durch Reis, auch ihre kranken Lebern verschwunden waren. Deshalb, willst Du in den heißen Tagen Deine wichtige Leber gesund erhalten, so vermeide alle rohen, blutigen Speisen, viel Fleisch und schwere Saucen, braune Butter und viele Fette, schwere Biere und vor allem Alkohol, und enthalte Dich des zu starken Essens, trinke dagegen Wasser, Limonaden, leichte Biere, iß Früchte und viel Pflanzenkost. Schlafe nicht viel am Tage und aus Trägheit nicht lange des Morgens, und Du wirst Dich auch in der Sommerhitze leicht und gesund fühlen. Das alles erleichtert der Leber die Arbeit und erhält sie gesund.

* **Die Hundstage stehen bevor.** Sie umschließen die Zeit vom 22. Juli bis 22. August. Der Aufgang des Hundsstern oder Sirius bestimmte diese Zeit schon bei den Griechen. Der Eintritt dieses Sternes, der nahe mit dem Eintritt der Sonne in das Sternbild des Löwen zusammenfällt, bestimmte von je den Anfang der sogenannten Hundstage, sowie der Aufgang des Arkturussterns das Ende derselben. Der gelbrötlich schimmernde Bärenhüter Arkturus im Sternbild des Bootes, der den Alten als sturmbringendes Gestirn galt, und ferner der Sirius im großen Hunde, als hellster aller Fixsterne, bestimmen also eigentlich die Grenzen der Canicularia oder Hundstage der Alten. Uebrigens ist die Veränderlichkeit der Bewegung unseres schönen hellen Sirius vielfach nachgewiesen worden.

* **Ein Zeitgenosse Andreas Hofers.** Aus Innsbruck wird der „Frkf. Zt." geschrieben: 's Högger Jaggele vom Hocheggerhof zu Vernuer im Passeier feiert am 22. d. M. seinen hundertsten Geburtstag. Eigentlich feierte er ihn schon voriges Jahr. „Joa, heunt hupf i ins hunderkste eini," sagte er damals zu den Leuten, als sie ihm gratulierten. Aber da hat sich's Jaggele geirrt, wie jetzt der Pfarrer von Kuens aus dem Kirchenbuch herausgefunden hat. Erst heuer geschieht der seltene Sprung. 's Jaggele schreibt sich Jakob Pichler. Den anderen im Volksmund üblichen Namen „Högger Jaggele" hat er von dem an steiler Halde eine Stunde oberhalb Riffian gelegenen Berghof, wo er wohnt; Högger ist nämlich eine Abkürzung von Hochegger. Der Hundertjährige in seiner Burggräflertracht, mit der hohen, von langen weißen Haaren umrahmten Stirn und dem gutmütigen Gesichtsausdruck ist eine prächtige Figur. Defregger hat ihn vor einigen Jahren gemalt. Eigentlich — „nua, g'molt hat'r mi nit, lei a so o'gschriebn," meinte der Alte. Sein hohes Alter hat ihn freilich gebeugt, aber seine Gestalt verrät noch immer etwas von seiner einstigen Kraft. Vor drei Jahren marschierte er noch den steilen Bergweg hinab eine Stunde weit in die Kirche nach Riffian. Jetzt geht das nicht mehr. In seinem langen Leben war er, wie er erzählt, nur einmal krank. Seine Nahrung war und ist, wie bei allen „Berglern" oder Bergbewohnern, fast nur eine vegetarische. Ein Gläschen Wein aber hat er nie verachtet. 's Jaggele galt immer für einen aufgeweckten Mann mit viel natürlichem Verstand. Blos in Sachen der Liebe scheint er etwas begriffstutzig gewesen zu sein. „Mit die Weibezer hon i nia gern g'wöllt viel z'thian hobn; sell is m'r a guat'r Knödl schon liab'r g'wef'n" — sagte er. Ob es wahr ist? An Andreas Hofer kann er sich noch ganz gut erinnern, besonders an den Moment, als man ihn gefangen aus dem Passeier herausführte. Alle Leute, sagt er, haben ihn gern gehabt und sind ihm gern gefolgt „Z'löscht hat er's wol glott, aber der Kapuziner hat nit g'wöllt." (Zuletzt hätte er das Kriegführen wohl gern gelassen, aber der Kapuziner, der Haspinger, wollte nicht.) „Sunst war ihm nix g'schech'n, wenn dös saggra Ding nit g'wösen war. Do hot Oaner g'sogt: „Host'n Kriag ung'höpp't (angefangen), muast'n a ausmach'n. Dös Kügele is für di grod a so g'lodn wie für die Franzos'n. Sell hat m' mei Vat'r oft derzöhlt."

* **Klerikalismus in Holland.** Man schreibt der „Frankf. Ztg." aus Holland: Die Zahl der Katholiken beträgt unter der Gesamtbevölkerung von 4859451 etwas über 1800000. Darunter sind 2499 Weltgeistliche, also etwa je 1 auf 720 Seelen. Dazu kommen aber die vielen Ordenspriester in 64 Klöstern und die anderen Geistlichen in 88 Seminarien, Konvikten, Kollegien und sonstigen Instituten. Weibliche Orden und Kongregationen giebt es 64, Kirchen und Kapellen 1437, dagegen nur zwei Gymnasien, fünf pädagogische Schulen (Lehrerbildungsanstalten) und 981 Elementarschulen für 155500 Kinder, die einigermaßen regelmäßig die Schule bis zum 12. Lebensjahre besuchen. Tausende andere besuchen sie nur ganz unregelmäßig. Die Klassen sind überfüllt und der Lehrermangel ist groß. An einer uns bekannten Schule fehlen seit einem halben Jahre zwei Lehrer und noch ist an einen Ersatz nicht zu denken. An dem unregelmäßigen Schulbesuch wird nach allgemeiner Annahme auch die vor kurzem eingeführte „Schulpflicht" nicht viel ändern. Der katholische Volksteil Hollands hält im allgemeinen vom Schulbesuch nicht viel, und wo den Eltern keine katholische Schule zur Verfügung steht, lassen sie ihre Kinder lieber ohne Unterricht aufwachsen. Sehr mangelhaft ist dieser in den von Ordensschwestern geleiteten Anstalten. Der Religionsunterricht überwiegt hier bei weitem, die methodische Verstandes-Ausbildung wird ganz außerachtgelassen. Ein bischen Lesen und Schreiben und Handarbeiten, das muß genügen. Die nicht unbegabte Tochter eines Lehrers, die eine solche Klosterschule besuchte, wußte in ihrem 14. Lebensjahre noch nicht einmal, was ein Meter ist. — Die Orden sind über das ganze Land verbreitet, und zwar vorzugsweise Camillianer, Benediktiner, Karmeliten, Dominikaner, Jesuiten und Prämonstratenser. Es entstehen immer noch neue Klostergründungen, denn wie einmal ein Camillianer-Prior zum früheren Nuntius Tarnassi im Haag äußerte, sei „in Holland noch was zu machen". — Auch katholische Kreise Hollands betrachten das Anwachsen des Klerikalismus mit bedenklichen Augen. Er absorbiert viele Kräfte, die in höheren weltlichen Berufen eine nützlichere Verwendung fänden, und ist bestrebt, das Volk in dem geistigen Schlummerzustand zu erhalten, der jetzt schon die katholischen Südprovinzen hinter den protestantischen Nordprovinzen wirtschaftlich weit zurückstehen läßt.

* **Der Schah in St. Petersburg.** Mittwoch nachmittag 3 Uhr ist, wie bereits telegraphisch gemeldet, der Schah von Persien bei prachtvollstem Wetter in Petersburg eingetroffen. Die Stadt war wunderschön geschmückt, am Nikolaibahnhof war eine Triumphpforte in orientalischem Stil errichtet, auf der Newsky-Perspektive bildeten die Truppen Spalier. Der Zar und sämtliche Großfürsten waren zum Empfange eingetroffen. Der Zar erschien in der Uniform des Semenow'schen Regiments, geschmückt mit persischen Orden. Die Ehrenwache stellte das Wiborg'sche Regiment, dessen Chef Kaiser Wilhelm ist. Sobald der kaiserliche Zug einlief, intonierte die Musik die persische Hymne. Die Begrüßung zwischem dem Zaren und dem Schah war sehr herzlich. Der Schah sah sehr munter aus, er hat ein interessantes, energisches Gesicht mit leicht ergrautem Schnurrbart. Er trug das blaue Band des Andreas-Ordens. Viel Aufmerksamkeit erregte der Großvezir, eine hochinteressante Persönlichkeit, welcher in der Suite des kaiserlichen Convoi in malerischer Tracht der Equipage vorausritt, worin der Zar und der Schah saßen. Hinter derselben folgte ebenfalls eine Abteilung des Convoi in roten, goldbesetzten Röcken. Die Straßen glichen einer lebendigen Mauer. Die Leute hofften, den Schah diamantenstrahlend zu erblicken, aber zur großen Enttäuschung trug er nur eine hohe Fellmütze mit kleiner Diamantagraffe und Reiherstutz. Er grüßte freundlich. Im Winterpalais fand in Gegenwart der Zarin, der Großfürstin Xenia und sämtlicher Hofdamen offizieller Empfang statt, wobei Pagen die Schleppe der kostbaren weißen Robe der Zarin trugen. Der Schah bewohnt den Eremitageflügel des Winterpalais, wo auch der verstorbene Schah gewohnt hat. Das Gebäude wurde vorher kostbar eingerichtet. Der Schah machte sofort Visite in einer Galakutsche, mit vier weißen Pferden bespannt, mit hinten aufstehenden Lakeien. Vorgestern war Galadiner in Peterhof. Der Schah verbleibt in Petersburg bis Montag. Heute ist Parade im Lager von Kraßnoje Sselo, außerdem ist eine Balletvorstellung im Theater zu Peterhof für Freitag angesagt. Auch ein Ausflug nach Kronstadt ist projektiert.

---

* Das Oberammergauer Passionsspiel aufgrund des offiziellen Gesamttextes in seinen Vorbildern und Handlungen geschildert und erläutert von Dr. Corbinian Ettmayr, kgl. geistl. Rat, Ehrenkanonikus und Stadtpfarrer in München; Oberammergau und sein Passionsspiel in Wort und Bild. Von Joseph Schröder, Pfarrer in Oberammergau. (Oberammergau, Heinrich Korff.)

Verantwortlicher Redakteur: Felix v. Eckardt in Karlsruhe. Druck und Verlag der Badischen Landeszeitung, G. m. b. H., in Karlsruhe.